FOTO: EPD/VERSION: SPÄTAUSSIEDLER IN BERLIN

»Uns geht es total gut«

Zwischen Heimweh und Hoffnung: Spätaussiedler aus Kasachstan

VON ULRIKE GRUSKA

Manchmal wird sie ernst, schweigt, dreht das Küchentuch zwischen den Fingern und starrt auf ihre Hände. Oder sie sagt leise auf Russisch: »Es wäre doch unnormal, würde ich mich nicht nach meiner Heimat sehnen, nach Kasachstan.« Dann lächelt sie wieder. Schiebt resolut die Teetassen zusammen und sieht glücklich aus: Freundlicher Blick, weiße Zähne und Lachfältchen um die blitzenden Augen.

Vor drei Monaten ist Valentina Deibel als Ehefrau eines Spätaussiedlers mit ihrer Familie nach Deutschland gekommen. Der Birkenhof in Augsburg ist das dritte Lager, in dem sie wohnt. Ein Jahr noch, hört man, dann wird ihr Mann Georg endgültig als Spätaussiedler anerkannt. Er wird ein »Paragraf« werden, Sohn Andrej wohl ein »Siebener«: Valentina versucht Gesetze zu erklären, die sie selbst nicht versteht. Die 17-jährige Alessia, die Andrej noch im Winter geheiratet hat, wird als Ausländerin nur den »Achter« kriegen. Sie bekommt auch nicht die so genannte Eingliederungshilfe, die das Arbeitsamt den übrigen Deibels sechs Monate lang zahlt – knapp 1000 Mark pro Kopf. Dafür macht sie bald einen Deutschkurs für den Qualifizierenden Hauptschulabschluss.

Die zwei Zimmer der kleinen, sauberen Wohnung sind karg eingerichtet. Vier Betten mit Metallgestell gehören im Übergangswohnheim zum Inventar, der Rest ist zusammengeschenkt: die kleine braune Truhe und der Fernseher von der Tante, die künstliche Pflanze von der Schwester. Die kleinen Öfchen in jedem Zimmer erinnern Georg Deibel an Kasachstan: »Da haben wir uns auch solche Dinger ins Zimmer gestellt, mit dem Rohr aus dem Fenster, falls im Winter die Heizung abgestellt wird.«

Ansonsten erinnert nur noch ein Amateurvideo an die riesige Republik im Süden Russlands: weite Steppe, über die im Winter eisige Stürme fegen und die im Sommer unter sengender Hitze glüht. Dorthin hatte Stalin während des Zweiten Weltkriegs Russlanddeutsche und andere unliebsame Minderheiten verbannt. Von den eine Million Deutschstämmigen sind heute noch 200 000 geblieben. Die Übrigen sind bereits emigriert, haben ein Land verlassen, in dem mehr als die Hälfte der Bevölkerung in absoluter Armut lebt, in dem die Inflationsrate zeitweise 2000 Prozent übersteigt und Gehälter oft monatelang nicht gezahlt werden. Die Deibels hatten länger als die meisten anderen ausgeharrt und darauf gehofft, dass vielleicht doch noch alles besser würde.

»Guck mal, erkennst du den da?« Der Film zeigt Georg, den gelernten Ingenieur, und seine Söhne beim Schleudern von Bienenwaben. Monatelang schliefen sie im Sommer in baufälligen Waggons auf freiem Feld und sammelten Honig, um Geld für das Nötigste zu verdienen. Den Honig nahm ein Betrieb ab, um damit seine Arbeiter zu bezahlen – in Naturalien. Verächtlich schüttelt der 52-Jährige den Kopf: »Was sollen die Leute mit Honig, wenn sie kein Brot darunter haben?«

Der Schultag in Deutschland beginnt für Valentina, Georg und Andrej früh um acht. Wie allen Spätaussiedlern finanziert ihnen das Arbeitsamt einen Deutschkurs. Sechs Monate lang, acht Stunden täglich: Zuerst das Alphabet lernen, Buchstaben malen und Formulare ausfüllen, später Wohnungsanzeigen lesen und Bewerbungsschreiben aufsetzen. Der Unterricht ist hart. »Danach hat man nur noch Brei im Kopf«, sagt Valentina Deibel, die kaum Deutsch spricht. Alt sei sie, deshalb falle das Lernen schwer. Trotzdem fehlt sie fast nie. Sie staunt, wie gut der deutsche Staat für seine Bürger sorgt. Ihre Freundin drückt es so aus: »Wir haben Essen, der Strom wird nie abgeschaltet, heißes Wasser gibt es immer. Wir haben eine Maschine und müssen nicht mit den Händen waschen. Uns geht es doch total gut.«

Wie die Zukunft aussieht? Valentina guckt aus dem Fenster. Ihr Mann zieht die Stirn in Falten: »Wer weiß das schon?« Pläne haben sie keine, nur ein wenig Hoffnung, auf einen Umschulungsplatz vielleicht. Später könnten sie arbeiten und eine kleine Wohnung bezahlen. Dann müssten sie nicht mehr im Birkenhof wohnen, den die 200 osteuropäischen Bewohner »Klein-Russland« nennen.

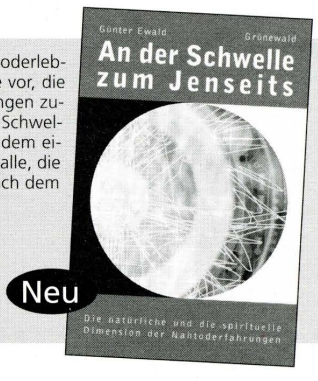
Lehrer und Sozialarbeiter jedoch malen düstere Prognosen: Viele Aussiedler würden sich später als Putzfrauen oder Hilfsarbeiter durchschlagen müssen. Doch bis dahin sind es noch ein paar Monate. Abwarten. Tee trinken. Weil in der Küche kein Platz ist für die kleine russische Teekanne, muss es europäisch gehen, mit Beuteln. Aber »Chalwa«, eine Süßigkeit aus gepressten Sonnenblumenkernen, und gezuckerte Kondensmilch gibt es beim MIX-Markt um die Ecke. »Hier kann ich sogar einkaufen wie zu Hause«, meint Valentina Deibel. Und dann leiser: »Nur meine Verwandten musste ich in Kasachstan lassen. Und 49 Jahre meines Lebens.« ■

ANZEIGE

Phänomen Nahtoderfahrungen

In der bislang umfassendsten Dokumentation von Nahtoderlebnissen für unseren Sprachraum legt Günter Ewald Berichte vor, die die natürliche und die spirituelle Dimension dieser Erfahrungen zutage fördern. Der Autor zeigt auch, wie Erfahrungen an der Schwelle zum Jenseits zu einer Quelle intensiveren Umgangs mit dem eigenen Leben werden können. Ein grundlegendes Werk für alle, die sich mit dem Thema Tod und Sterben und mit der Frage nach dem Sinn des Lebens auseinandersetzen.

Günter Ewald
An der Schwelle zum Jenseits
Die natürliche und die spirituelle Dimension der Nahtoderfahrungen
2001. 192 S. Geb. DM 32,85. ISBN 3-7867-2340-0



Matthias-Grünewald-Verlag · Mainz